

Viola di Gamba : Erzählung

Autor(en): **Lendi, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **222 (1943)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Viola di Gamba.

Erzählung von Fritz Vendi.

Frühlingslüfte wehen durch das Thal des jungen Rheins. Verschwunden ist Maienfeld, die kleine, hochgetürmte Bündnerstadt, im weißen Blütenmeer. Wie der Mastbaum eines versinkenden Schiffes ragt der Kirchturm aus der duftenden Flut. Um die Wetterfahne des alten Brandischlosses kreisen die Schwalben, unzählige weiße Spitzchen grüßen ins Thal und die höchste all dieser glänzenden Schneespitzen dürfte jene des Falknis sein, dessen verschneites Haupt seine Brüder weit in der Runde hoch überragt.

Gewaltige Schneestürme zogen durchs Land, als die Glocken den Einzug des Jahres 1640 verkündeten, und bis weit in den Hornung hinein rang hinter gefrorenen Fensterscheiben der sieche Stadtvogt Hans Enderlin mit dem Sensenmann, während oft draußen in girrenden Schlitten mit klingenden Schellen die Jugend durch die Straßen tollte. Eines Tages aber hörte man die Lawinen donnern, johlend brauste der Föhn daher und es begann Frühling zu werden.

Heute, am Tage vor Christi Himmelfahrt, sitzt Hans Enderlin mit seiner Tochter Hortensia am offenen Fenster und der Maienwind weht Blütenschnee durch die engen Gassen der rätsichen Stadt. Das Spinnrad surrt, der Faden gleitet durch des Mädchens Hände, und der Stadtvogt schaut lächelnd hinaus ins Freie. Er ist noch vor wenigen Jahren ein stattlicher Mann gewesen. Jetzt sind seine Wangen eingefallen und die einst so dunklen Haare grau geworden.

„Vater,“ sagt Hortensia, „Euch geht es von Tag zu Tag besser und bald werdet Ihr wieder ganz genesen. Es ist schön hier im Erker. Wie fein, daß unser Haus die Mauer der Stadt überragt und wir hinaus schauen können auf die grünen Wiesen, auf die blühenden Bäume und hinüber zu den blauen Bergen.“

Enderlin erwidert kein Wort. Er mustert seine Tochter, und trübe Gedanken werden in ihm wach.

„Der Abschied von ihr,“ denkt er, „von Hortensia, meinem Stolz und meiner Freude, fällt mir nicht leicht. Wie schön sie geworden ist, wie gut ihr die Bürgertracht steht mit dem roten Schultertuch, dem blauen Mieder, den blendendweißen Puffärmeln, dem güldenen Ketten am Hals und dem silbernen Pfeil im dunklen Zopf. Wenn nur noch ihre Mutter leben würde. Ihre Mutter, die Elisabeth, ja, der hab' ich auch mehr als einen Nagel in den Sarg gehämmert mit meinem wilden, leidenschaftlichen Zorn. Jetzt ist das Mädchen 19 Jahre alt, und ich soll es allein zurücklassen in einer Welt, die ich betrogen und die mich belog.“

„Vater,“ sagt Hortensia, „weshalb sitzt Ihr da in trübem Sinnen, derweilen draußen Grillen zirpen, die Bienen summen und die Sonne ihr Licht in unsere Stube fluten läßt, als würde sie ausgerechnet uns allein bescheinen? Warum auf einmal traurig, habt Ihr doch soeben noch gelächelt, als freuet Ihr Euch über den wundersamen Maientag.“

„Kind ich habe aelächelt wie einer, der das Leben kennt und der das Schwärmen im Mai nicht ernst zu nehmen braucht, der weiß, daß das Blühen nicht lange währen wird, daß die Schwalben uns wieder verlassen

werden, des Sommers letzte Rosen sterben müssen und daß alles vorübergeht gleich einem schönen Traum. Werden, Sein, Vergehen – das ist das Leben.“

Hortensia erhebt sich von ihrer Stabell und legt dem Vater die Hand auf die Schulter.

„Nein, das ist nicht das Leben, das ist des Lebens ewiger Wechsel. Vater, fünfzigmal durftet Ihr den blühenden Frühling schauen, fünfzigmal kam der Winter und immer wieder ist es Frühling geworden. Es gibt gar kein Sein und Vergehen, wenn wir einen Blick in Gottes große Werkstatt tun. Es gibt nur ein unaufhörliches, ewiges Werden.“

„Mein Kind, du sprichst wie eine Weise. Du hast recht, draußen im Reiche der Natur gibt es kein Sterben. Für uns Menschen aber, und für mich gar bald, kommt das Vergeh'n.“

„Vater, Ihr seid noch lange nicht alt; Ihr werdet wieder ganz genesen. Gewiß, es scheint, als komme für uns alle dereinst das Vergeh'n. Da hilft uns aber der Glaube an den allmächtigen Gott, der sich uns offenbart hat in Christus unserm Herrn, der allen, die an ihn glauben, das Licht des Lebens versprach.“

„Kind, wie gut, daß dir eine brave Mutter beschieden war, die dir lauterer Gold mit auf den Weg gegeben. Schau, ich habe immer nur auf das geschaut, was glänzt und doch keinen Bestand hat, ich habe irdisches Gut zusammengerafft, ich habe nach Amt und Ehr gestrebt. Heute komme ich mir vor, wie ein Dieb auf einem versinkenden Schiff, der seine Mitreisenden bestohlen hat und der nun plötzlich sieht, daß er samt seinem gestohlenen Plunder wie ein hilfloser, elender Wurm ertrinken muß. Ich Narr, ich wandelte in der Finsternis und habe jenes Licht des Lebens nicht verdient.“

„Vater, niemand hat das Licht des Lebens verdient, und dennoch schenkt er es uns, wenn wir ihm glauben. So unendlich groß ist des Herrn Jesu Christi Liebe.“

Lange sitzt Hortensia, als müßte sie auf eine Antwort warten, neben dem Vater. Er erwidert nichts, und sie begibt sich nach dem Spinnrad. Das Rädchen schnurrt, einförmig tickt die Wanduhr über der alten Truhe, und die Sonnenstrahlen, die so etwas wie einen Heiligenschein um das Bild der verstorbenen Frau Elisabeth gezeichnet hatten, schleichen über das Täfer und verlassen die einfache, aber vornehme Stube.

„Hortensia,“ sagt plötzlich der Vater, „morgen ist Christi Himmelfahrt, morgen zieht der Prädikant und alles Volk nach St. Luzis Steig zur Auffahrtspredigt. Du gehst auch mit, gelt, und wenn dann nach dem Gottesdienst die Geigen erklingen und das ledige Volk zum Tanze zieht, sei fröhlich mit den Fröhlichen.“

„Nein, Vater, mein Platz ist hier, ich bleibe bei Euch. Ich will . . .“ Enderlin läßt sie den Satz nicht vollenden und fährt fort: „Geh! Morgen möchte ich einmal ganz allein sein. Weißt, ich habe mit dem zu reden, von dem du heute gesprochen hast. Bettina, die Magd ist auch noch da, um zum Nechten zu sehen. Geh' Kind, tu es mir 'ullieb!“

„Wenn ich Euch damit einen Dienst erweise, tu ich es gern. Ich will also morgen mit den andern nach

St. Luzis Steig zur Predigt gehen, tanzen aber, derweil Ihr zu Hause mit dem Herrgott redet, kann ich nicht."

Die betagte Bettina tritt in die Stube und deckt den Tisch, und bald sitzen der Stadtvogt, seine Tochter, die Magd und Luzi, der vierströtige Knecht, bei der Abendmahlzeit. In der Stube herrscht für Hortensia eine fast feierliche, für den alten Luzi jedoch eine unheimliche Stille, denn so schweigsam sah er den Stadtvogt noch nie. Wie hatte er früher oft gezittert vor Angst, wenn plötzlich die scharfen Geieraugen seines Meisters ihn niederzusehen drohten und Scheltwort auf Scheltwort zu ihm herüber donnerte, so daß die bleiche Frau Elsbeth erschrocken zusammenfuhr.

Heute ist ihm, als greife jedesmal, wenn er zum Kranken hinüberblickt, die eiskalte Hand eines Ungeheuers nach Enderlins Nacken, als sehe er einen Schatten hinter ihm, denn er ahnt, daß der Pfeil des Todes den einst so gewaltigen Mann getroffen hat.

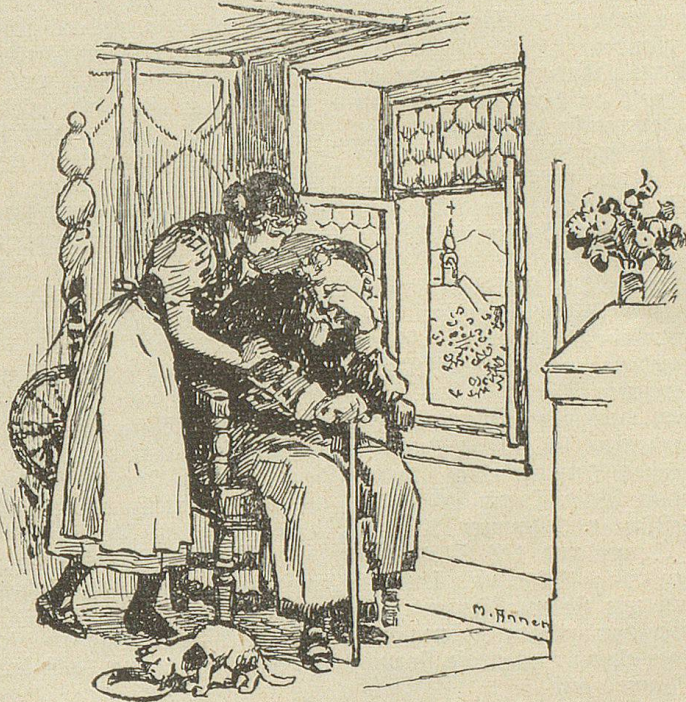
Zeitlicher denn sonst geht der Stadtvogt zur Ruhe. Hortensia aber sitzt noch lange auf der Fensterbank ihrer Kammer. Hoch ragen die Türme und steilen Giebel der Stadt, und über den wildzerrissenen Blechhörnern blitzen der Sternenkinder goldene Laternen. Des Stadtvogts einzige Tochter denkt an den kranken Vater, der so still und schweigsam geworden ist, und der einhergeht wie einer, der im Dunkeln tappt und irgendwo ein Licht entdeckt hat, nach dem er sehnsüchtig die Hände ausstreckt und doch die Kraft nicht aufbringt, den kostbaren Leuchter zu erfassen. Und neben dem kranken Vater taucht auf einmal ein anderer auf vor ihrem geistigen Auge: die sehnige, hohe Gestalt des Giovanni Viettha von Malans. Vor einigen Wochen sah sie ihn zum ersten Male. Man schlug damals beim Rathaus die große Diele auf, und viel fröhliches Volk kam ins Städtchen, und man tanzte bis tief in die Nacht hinein. Sie war auch dabei gewesen und hatte dem Treiben zugeschaut. Neben ihr stand ein hochgewachsener, junger Mann mit tiefschwarzem Haar. An seinem Rücken hing ein gar sonderbares Musikinstrument, und der Jüngling war einfach, in Grau gekleidet. Aber sein ganzes Wesen war wie dasjenige eines Ritters. Er hatte sich vor ihr leicht verbeugt und fragte gar höflich, ob sie mit ihm tanzen wolle.

„Oh, gern würde ich mit Euch tanzen, aber ich darf, ich kann nicht, denn zu Hause liegt mein Vater krank

darnieder“, hatte sie ihm zur Antwort gegeben. Und dann, sie wußte selber nicht, wie es kam, plauderten sie zusammen, sie gingen durch die Gassen der Stadt, zum Tor hinaus und wanderten dann dem rauschenden Mühlbach entlang.

„Ich heiße Giovanni Viettha und wohne drüben in Malans“, begann er, und sie antwortete: „Ich heiße Hortensia. Ihr seid wohl der einzige Malanser, der so einen schönen welschen Namen hat?“

„Ich bin ein Prättigauer“, erzählte er weiter, „mein verstorbener Vater stammt aus Grösch, meine Mutter ist eine Belslinerin, und ich bin im rätschen Untertanenland aufgewachsen.“



Dann nahm er sein siebenstimmiges Instrument, seine Viola di Gamba zur Hand und spielte. Hortensia lauschte tief erariffen, und dann, als er seine sonderbare, fremdartige Geige wieder auf den Rücken geschwallt, reichte er ihr den Arm. Sie ließ es geschehen, sie wanderten wieder dem Städtchen zu; es war eine schöne Stunde.

Ein selten schöner Maienmorgen zieht durch alle Lande. Es ist Christi Himmelfahrt. Ein langer Zug von Menschen wanderte nach dem reformierten Kirchlein auf St. Luzisteig, das einst zu Ehren des heiligen Luzius gebaut worden war. Luzius aber soll in alter Zeit auf einem mit Bären bespannten Wagen über den

heute noch nach ihm benannten Paß gezogen sein, um den Heiden in Rätien die große Botschaft des Herrn Jesus Christus zu verkünden. Lange Zeit war die Kirche zu St. Luzisteig die Mutterkirche der ganzen Gegend, bis ihr dann von der großen Amanduskirche zu Maienfeld dieser Rang genommen wurde. Aber alljährlich am Auffahrtstag zog das Volk in einer großen Prozession nach dem Kirchlein des heiligen Luzius, dem Schutzpatron des Landes. Nach der Reformation ging das Steigkirchlein in reformierte Hände über; aber immer noch geht das Volk am Auffahrtstag nach St. Luzisteig, um dort Gottes Wort zu hören.

Mit Trommeln und mit Pfeifen wandern sie unter den schattigen Buchen und uralten Eichen durch den großen Wald. Dem Zuge voran schreitet, das heilige Buch in der Hand, der Prädikant. Bauernjöhne und Bauernmädchen, Bürgerstöchter in schmucker Tracht, einfaches Volk und Edelleute mit Spitzenkragen, weißen Manschetten und blitzenden Degen an der Seite schreiten im Zuge. Über allen Häuptern aber flattert das

Sternenbanner von Maiensfeld, der Stadt. Das Kirchlein auf Luzisteig ist zu klein, um eine solche Menge Volks zu fassen. Man setzt sich unter die nahen Eichen, Tannen und Buchen, und der Prädikant besteigt eine neben dem Kirchlein erstellte, mit grünen Reifern und Blumen geschmückte Kanzel und verkündet Gottes Wort.

Wie wunderbar, denkt Hortensia Enderlin, denn der Pfarrer schlägt nach dem gesprochenen Gebet die Bibel auf und spricht also: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Dann spricht er von jenem Licht, das alles Dunkel durchbricht, vom Winter, vom Tod, vom Frühling, von der Sonne, vom Werden, Vergeh'n und vom ewigen Sein und von der Krone des Lebens, die Christus allen verheißt hat, die an ihn glauben.

Hortensia steht mit gefalteten Händen an der grauen Mauer des Kirchleins, sie denkt an den Vater, der zu Hause mit dem Herrgott redet und sie lauscht inbrünstig den Worten, die Gott durch seinen Diener zu ihr spricht. Durch die Bäume wehen Frühlingslüfte, des Stadtvogts Tochter aber hört Gottes Engel über den leise rauschenden Kronen der alten Eichen im Walde geh'n.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Der Prädikant wandert, begleitet von Bürgern und Bürgerinnen, zu Tal. Das ledige Volk will seine Lustbarkeit haben und scharft sich um eine mächtige Bretterdiele, um sich beim Klang der Geigen am Tanz zu erfreuen.

Hortensia schickt sich an, den Heimweg anzutreten und schreitet bald an bronzenfarbenen, schlanken Buchenstämmen vorbei auf dem weichen Sammet eines braungrünen Moossteppichs nach dem Wald. Durch das Gedäst der alten Eichen und der seltsam verkrümmten Kiefern brechen die Strahlen der Sonne und des Mädchens silberner Pfeil im schwarzen Haar blüht und leuchtet gleich kostbarem Golde. Und wie sie nun sinnend, ab und zu stehen bleibend, unter den grünen Kronen der Bäume wandert, taucht hinter einem Heckenrosenstrauch die Gestalt eines jungen Mannes auf.

„Hortensia!“ ruft er. Sie fährt erschrocken zusammen; aber bald klingt aus ihrem Munde der freudige Ruf: „Giovanni!“ Giovanni tritt näher und streckt ihr zum Willkommgruß die Hände hin.

„Hortensia, hast du heute gar nicht an mich gedacht? Ich sah dich drüben an des Kirchleins Mauer stehen. Ich dachte du werdest auf Giovanni warten. Sobald jedoch der Pfarrer das Amen zum Schlusswort gesprochen, bist du in der Menge meinem sonst so scharfen Auge entschwunden.“

„Giovanni, doch, ich habe an dich gedacht. Das Wort der heiligen Schrift gab mir zu denken und nachsinnend über des Pfarrers Auslegung ging ich von hinnen. Weißt du noch den Text der heutigen Predigt?“

„Ja, ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Hortensia, auch ich habe Grund genug, darüber nachzudenken. Jetzt aber singe ich das Lied, das einst mein Vater der Mutter so oft gesungen, und ich spiele dazu auf meiner Nachtwiola, der Viola di Gamba. Willst du?“

Hortensia nickt, sie setzt sich in den Rasen; er nimmt sein Instrument, spielt und singt dazu:

«Ella si va, sentendose laudare
Benignamente d'umilta vestuta;
E par che sia una cosa venuta
Da cielo in terra a miracol mostrare.»

Aufmerksam lauscht sie seiner schönen Stimme und der schwermütigen Melodie, die die Viola von sich gibt. Als er dann sein Instrument zur Seite legt, sich neben das Mädchen setzt und seinen Arm um ihre Schultern legt, blickt sie fragend zu ihm auf und spricht: „Giovanni, ich verstehe nicht gut welsch, erkläre mir die Worte, die du gesungen hast.“

„Das was ich soeben sang, hat der große Dichter Dante gesungen, und es heißt zu deutsch: ‚Sie schreiet, wenn sie ihr Lob hört, gütig und mit Bescheidenheit gekleidet, und es scheint, daß sie ein Wesen sei, das vom Himmel auf die Erde nieder gekommen ist, um ein Wunder zu zeigen.‘ Das hat einst mein Vater der Mutter vorgesungen, und das singe ich dir. So oft ich dich sehe, ist mir, als müßtest du mir ein Wunder zeigen, du, die ich so unaussprechlich liebe.“

„Giovanni“, sagt Hortensia leise und blickt zu ihm auf. Er neigt sich zu ihr nieder, eng umschlungen wandern sie durch den Wald, und wo sie gehen und wo sie stehen, in jeder Blume, in jedem Strauch, sehen sie lauter Wunder.

„Alles ist auf einmal so wunderbar,“ sagt Giovanni, „du zeigst mir nicht nur ein, sondern tausend Wunder.“

„Eines der größten Wunder ist die Liebe“, erwiderte sie.

Dann plaudert er: „Seit Wochen habe ich mich auf den heutigen Tag, auf Christi Himmelfahrt und auf unser Wiedersehen gefreut. Nun ist alles gut geworden. Aber du weißt, ich bin ein schlechter Mann aus dem Volke. So oft ich dich erblicke, ist mir, als liege etwas zwischen uns, das uns immer wieder trennen muß, als siehest du eine Edle.“

„Wie sollte ich eine Edle sein?“

„Ich weiß ja nur, daß du Hortensia heißest, du hast mir den Namen deines Hauses damals nicht gesagt.“

„Nein, Giovanni, uns trennt kein goldener Wappenschild. Ich bin nur die Tochter des Stadtvogts Hans Enderlin.“

„Hortensia!“ schreit Giovanni, als ob plötzlich eine furchtbare Enttäuschung über ihn gekommen wäre. Er zuckt zusammen, aus seinen dunklen Augen zuckt es wie Haß und grenzenloser Schmerz. Er greift nach seinem Bams, ein Dolch glänzt in der Sonne, fliegt in einem weiten Bogen durch die Luft und fällt klirrend auf das nahe Gestein. Hortensia ist bleich geworden vor Schreck, freideweiß, und verschwunden sind mit einem Male all' die Wunder, die die beiden vor kurzem noch in jedem Baum und in jedem Strauch geschaut.

„Giovanni Liebha,“ sagt sie mit zitternder, ängstlich klingender Stimme, „ich kenne dich nicht mehr.“

„Hortensia, Tochter des Hans Enderlin, Stadtvogt zu Maiensfeld, die ich nie mehr vergessen kann, du hast das Licht des Lebens, ich aber wandle in der Finsternis. Forsehe nicht, alles wirst du vielleicht dereinst erfahren. Meine Ahnung hat sich erfüllt. Es liegt etwas zwischen uns, das uns immer wieder trennen muß.“

Er geht von dannen, wie einer, dem man eine Wunde schlug, wie einer, der tief traurig ist. Langsam schreitet die schöne Bürgerstochter dem nahen Städtchen zu. In des Mädchens dunklen Augen perlen Tränen.

Eine schwarze, gewitterschwüle Nacht folgt dem sonnigen glanzvollen Valentag. Hortensia Enderlin sitzt in ihrer Kammer und starrt in die Finsternis hinaus. Alles schläft, kein einzig Licht durchbricht die Nacht, klagend, fast ängstlich, tönt das Musizieren der Grillen, und selbst das sonst so fröhliche Geplätscher des Brunnens beim Untertor klingt nicht wie sonst. Hortensia sieht im Geiste Giovanni Bietha vor sich, der sie liebt, den sie wieder liebt, welchen sie für einen Ritter mit makellosem Schild gehalten, und der nun auf einmal ein Mordinstrument, das er wohl nicht umsonst in seinem Wamse verborgen hielt, von sich geschleudert. Sie würde am liebsten ans Fenster stehen und in die Nacht hinaus rufen: „Giovanni, komm hieher, gib mir Antwort, bist du Giovanni Bietha oder bist du ein Bösewicht?“ Ein leises Knarren im Getöse läßt sie erschrecken, und sie schaudert, wenn ihr geistiges Auge sein haßerfülltes Antlitz sieht und das furchtbare Wort an ihr Ohr klingt: „Ich wandle in der Finsternis.“

Ein langgedehntes, unheimliches Gedonner rollt über das schlafende Städtchen hinweg. Ein greller Blitz erhellt für kurze Augenblicke ihr Gemach. Dann ist es wieder totenstill. Wieder kracht es, als stürze irgendwo ein gewaltiger Berg zusammen. Eine rote Feuerschlange durchfährt die Nacht, taghell erscheint die Gasse, und am Stadbrunnen sieht sie mit verschränkten Armen die Gestalt ihres Geliebten stehen.

„Giovanni Bietha, sei kein Bösewicht!“ ruft sie, und erschrickt über ihre eigene Stimme. Der Donner kracht, es zuckt der Blitz, und unten auf der Straße spielt Giovanni auf seiner wunderbaren Viola und singt dazu:

«Ella si va, sentendose laudare, benignamente d'umilta vestuta . . .» Und wenn das Lied zu Ende ist, beginnt er wieder von vorn: «Ella si va . . .»

Dann öffnet der Himmel auf einmal seine Schleusen, der Regen rauscht und klatscht, verklungen ist das Lied des nächtlichen Sängers, und verstummt ist die Viola di Gamba. Horch! Männerritte! Unten in der Stube

schreiet der Vater ungeduldig auf und ab. Plötzlich ist alles wieder still, wie zuvor. Dann aber ist Hortensia, als vernehme sie ein leises Seufzen und Stöhnen. Sie wirft das bunte Halstuch um die Schultern, verläßt die Kammer und schreitet im Dunkel die steinerne Treppe hinunter und öffnet die schwere, eichene Stubentür. Sie sieht den Vater nicht, so finster ist es in dem Gemach; sie hört aber seine Stimme, die da flüstert: «Ella si va, sentendose laudare . . .» Hortensia geht tastend nach der Ecke hin, wo Feuerstein und Zunder liegen und zündet das Talglicht an. Der Vater sitzt am Schiefertisch und stützt seinen Kopf mit beiden Hän-

den. Verwirrt blickt er auf, und es scheint, als ob er seit heute abend um zehn Jahre älter geworden. Hortensia setzt sich zu ihm hin.

„Vater, was habt Ihr, was ist Euch Schreckliches begegnet?“

„Mein Kind —, ich wandle in der Finsternis.“

„Ich aber, sagt Christus, bin das Licht der Welt“, erwiderte Hortensia.

Enderlin blickt beinahe ängstlich nach dem Fenster und spricht zögernd und stockend: „Hast du das welsche Lied auch vernommen und die Töne des unheimlichen Instrumentes?“

„Vater,“ versucht sie tröstend zu sagen, „ein fremder Sänger sang ein Lied und spielte dazu auf seiner Nachviola.“

Dumpf schlägt es Mitternacht.

Der Stadtvogt schreit sinnend auf und ab, bleibt dann wieder stehen, setzt sich auf eine Stabell, winkt Hortensia, die sich neben den Vater setzt und spricht: „Mein Kind, ich habe nur dich. Ich werde nicht mehr lange leben, ich, der ich . . .“

„Vater, Euch lastet irgend etwas schwer auf dem Herzen. Was es auch sein mag, offenbart es mir, und so ich kann, will ich versuchen, Euch zu helfen.“

„Dir, Hortensia, will ich es erzählen, denn ich weiß, ich werde nicht mehr lange bei dir sein. Die Viola hat mir das Nahen meiner letzten Stunde angezeigt.“

„Sprecht nicht so, Vater, kein Mensch weiß unsere Stunde, denn Gott allein.“

Draußen klatscht und rauscht immer noch der Regen, der Wind heult durch die Straßen, die kleine zitternde Flamme des Talglichtes wirft gespenstische Schatten an die Wände. Hortensia schaudert und sie zieht das Tuch enger um die Schultern. Der Stadtvogt erzählt:



„Mehr als dreißig Jahre sind dahingegangen seit jenen Tagen, da ich von den Häuptern Gemeiner Drei Bünde ins Veltlin gesandt worden bin, um dort als Podestà von Tirano zu amten. Heil! Ich führte ein strenges Regiment, wurde mehr als einmal gelobt von den hohen Herren zu Chur, dafür aber gehaßt von den rätischen Untertanen. Ich war ihnen nicht gewogen, diesen welschen Kastanienbratern, wie ich sie nannte. Das Haus des Podestà lag mitten im Städtchen. Schlanke Pappelbäume stunden gleich stolzen Wachtposten zu beiden Seiten des hübschen Schloßchens, das ich nun ganz allein mit einer alten Engadinlerin, die mir den Haushalt beforgte, bewohnte. Abends ritt ich auf meinem wilden Hengst durch die Dörfer und freute mich, wenn die Veltliner Bauern ihre Mützen zogen, und ihre Weiber sich fast bis zur Erde niederbeugten vor dem blutjungem, aber gestrengen Podestà von Tirano. Ich mußte aber nur zu gut, daß alles nur Schein und elende Heuchelei war, und daß sie mir alle eher den Tod als irgend etwas Gutes wünschten.

Eines Tages begegnete mir eine, die sich vor mir nicht verneigte; das war die zwanzigjährige Veltlinerin Brigitta Navoni. Wenn von allen Seiten her das heuchlerische „Buona sera!“ erscholl, schritt sie an mir vorbei und würdigte mich auch nicht eines einzigen Blickes. Sie war eine Waise, die durch der Hände Arbeit ihr Brot verdienen mußte, aber sie galt als das schönste Mädchen von Tirano. Eines Abends, als ich durch das Städtchen ging, begegnete mir die hübsche Veltlinerin.

„Buona sera Brigitta!“ sprach ich freundlich.

Mein Gruß blieb unerwidert. Da stellte ich mich mit gespreizten Beinen und verschränkten Armen vor das Mädchen und sagte: „Brigitta, was habe ich Euch zuleid getan? Warum erhalte ich keine Antwort auf meinen wohlgemeinten Gruß? Wißt Ihr denn nicht, daß ich der Podestà von Tirano bin?“

Brigitta schaute mit ihren dunklen Augen fest in die meinen und gab mir zur Antwort: „Ich weiß, daß Ihr Podestà seid, ich weiß aber auch, daß Ihr für meine Vaterstadt und für mein Volk nur Haß und Verachtung übrig habt.“

Aufrecht und stolz stand sie vor mir. So schön hatte ich sie noch nie gesehen.

„Verzeiht, Signorina!“

Ich hielt ihr meine Rechte hin, welche sie zögernd ergriff, und sprach weiter: „Euch zulieb will ich mir Mühe geben. Eure Volksgenossen schätzen zu lernen.“

„Oh, Podestà, je mehr ihr sie schätzen lernt, desto mehr werdet ihr sie unterdrücken. Unsere fruchtbaren Felder habt ihr Bündner gestohlen, weil drüben in euren wilden Apentälern kein Weinstock und zu wenig Brot gedeiht. Mein Volk liebt die Freiheit. Ihr aber habt sie ihm genommen. Mein Vater und andere, die für die Freiheit den Schild erhoben, wurden verbannt oder gar hingerichtet.“

„Brigitta, wo ist Euer Vater?“

„Mein Vater ist in der Verbannung gestorben.“ Eine Träne tropfte auf meine Hand, die immer noch in der ihren ruhte. Mir war, als wäre es ein Stücklein von einer glühenden Kohle gewesen. Brigitta versuchte

„Buona sera“ zu sagen, ging und verschwand im Dunkel der Nacht.

Ich gab mir keine Mühe, die Veltliner schätzen zu lernen. Aber ich wußte, daß ich Brigitta Navoni liebte. Jeder Tag hoffte ich, sie zu sehen. Oft schlich ich nach dem Hause des Hufschmieds Pietro Navoni, der ihr Dheim war und bei dem sie diente. Ich sah sie nie. Es war, als ob sie mir ausweichen wollte. In einer Nacht träumte mir von dem Mädchen. Zwischen zwölf und ein Uhr mag es gewesen sein, als ich erwachte. Ich kleidete mich an, verließ das Haus, eilte auf die Straße und ging nach der Schmiede. Warum? Ich wußte es nicht. Aber die Gewißheit, daß in meiner Nähe, hinter irgend einem Fenster dieses Hauses, Brigitta sein mußte, ließ ein Glücksgefühl in mir aufkommen. Ich liebte Brigitta Navoni wahnsinnig. Aber die Veltliner haßte ich wie zuvor, denn Hunderte von Bündnern wurden ja vor einigen Jahren im Veltliner Nord niedergemetzelt. Wie sollte ich als guter Bündner dieses Volk nicht haßen? Von Zeit zu Zeit wiederholte ich den nächtlichen Gang nach der Schmiede. Wochen waren verstrichen und ich hatte die schöne Veltlinerin nicht mehr gesehen. Eines Tages aber sah ich sie an der Seite eines jungen Mannes schreiten. Dieser Jüngling war ein Kaufmann, ein Bündner. Vor einem Jahr war sei Vater, der in der Nähe von Tirano ein Heimwesen befaß, das er durch einen Welschen verwalteten ließ, gestorben. Nun kam der Sohn, der reiche Erbe, und saß auf dem Gute des Vaters. Ich haßte diesen Menschen deshalb, weil er beim Volke beliebt war, und beliebt sein konnte bei den bündnerischen Untertanen nur einer, der offen der Ansicht huldigte, daß das Veltlin als gleichberechtigtes Bundesglied der rätischen Alpenrepublik angegliedert werden muß. Von Eifersucht getrieben, ging ich des Nachts mehr als sonst nach dem Hause des Pietro Navoni. Ein sternklare Mondnacht war es. Ich stand, in meinen Mantel gehüllt, um ja nicht gesehen zu werden, hinter einem Kastanienbaum und schaute nach dem Fenster, hinter welchem Brigitta schlief. Plötzlich erblickte ich die Silhouette einer hochgewachsenen Gestalt, die auf das Haus zugeschritten kam. In Brigittas Kammer sah ich kleine, helle Funken aufblitzen, die aber gleich wieder erloschen. Sie mußte wohl mit Zunder und Feuerstein hantieren. Dann erschaute ich Brigitta, das Talglicht in der Hand, am Fenster stehen.

„Brigitta!“ rief der Mann auf der Straße. Das Fenster öffnete sich und ich hörte des Mädchens Stimme: „Christian, ich komme!“

Bald schritt mein Widerpart auf die Haustür zu, welche von Brigitta geöffnet wurde. Die beiden sprachen im Flüsterton. Sie lachten und scherzten. Das Mädchen verschwand im Hausgang, die Tür schloß sich hinter ihr, und ihr Geliebter stand wieder allein auf der Straße. Dann griff er nach seiner sonderbaren Geige, und es klang bald lieblich, bald klagend, fröhlich und wieder unheimlich durch die mondhelle Nacht, und er sang dazu: „Ella si va, sentendose laudare . . .“ Brigitta stand am offenen Fenster, und ich taumelte, begleitet von Neid, Haß und Eifersucht und mit einer Wunde in der Seele, von dannen. Einige Wochen später läuteten die Hoch-

zeitsglocken, und das schönste Mädchen von Tirano, das ich liebte, wurde das Weib des Prättigauers Christian Lietha."

Hans Enderlin unterbricht seine Erzählung, und Hortensia starrt mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin und sagt: „Christian Lietha – hieß – jener Mann?“

„Ja, Christian Lietha hieß er“, fährt der Stadtvogt fort. „Er war ein fast berühmter Gambaspieler. Er beherrschte sein Instrument, das er einst zu Venedig erlernte, meisterhaft. Wenn ich hinaus nach Gläven reiten mußte, und ich nachts wieder zurück nach Tirano ritt, hörte ich oft, da die Straße unweit von seinem Hause vorbeiführte, jene Melodie und das welsche Lied: «Ella si va . . .» Es gibt aber eine Sage, die Sage vom Tode der ersten Nachtigall. Es gab eine Zeit, da

der Schwan wunderschön, schöner denn alle gefiederten Sängere, singen konnte. Eines Tages hörte er zum ersten Male die Nachtigall. Sie sang noch schöner als er. Der weiße Vogel wurde eifersüchtig und zerriß bei der ersten Gelegenheit die bescheiden gekleidete Sängerin. Die ganze Welt der Sängere hüllte sich in Trauer über den Tod der Nachtigall. Gott jedoch raubte dem Schwan die Stimme, und stumm, aber immer noch hochmütig und stolz, gleitet er seit jener Zeit über die stillen Wasser. Nur in seiner Sterbestunde gewährt ihm Gott noch einmal die Fähigkeit des Singens, und herrlich sind dann die Töne, die er von sich gibt. So kommt es, daß

man jenes Singen, das in der Todesstunde durch die Seele des Menschen klingt und ihn die Herrlichkeit des Paradieses ahnen läßt, Schwanengesang zu nennen pflegt. Der Schwan wurde eifersüchtig und zerriß die Nachtigall. Und ich habe, von einem furchtbaren Haß getrieben, den Landsmann Christian Lietha vernichtet. Ich hatte leichtes Spiel. Landauf und landab war es kein Geheimnis mehr, daß der Prättigauer immer und überall für die Aufnahme der Untertanenländer als viertes Bundesglied eintrat. Ich ging hin, beschuldigte ihn des Hochverrates. Die Häsher waren gleich zur Stelle und Lietha wurde gefoltert. Ohne aber ein Geständnis abzulegen, verschied er unter furchtbaren Körperqualen. Eines Abends, als ich, von Gewissensbissen gequält, durch meine Stube schritt, öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle stand Brigitta, des ermordeten Liethas Weib. Ich sank wie geschlagen auf eine Stabellie nieder und ich zitterte vor der schwachen, in Schwarz gekleideten, jungen Witwe.

Sie stand, gleich einer unheilverkündenden Prophetin auf der Schwelle und rief: „Hans Enderlin, jetzt

wirst du, wenn du nach Gläven hinüber reitest, die Biola di Gamba nicht mehr hören. Noch einmal wirst du zitternd und bebend jenen Klängen lauschen. Das aber ist zuletzt, wenn deine Stunde geschlagen hat. So ziehe nun mit dem Fluche einer Witwe deine dunkle Straße, du Finsterling!“

Bald darauf verließ ich das Tal der Abda. Der Fluch ging mit, ihre Prophezeiung hat sich erfüllt. Heute hörte ich die Biola wieder, den Schwanengesang, meine letzte Stunde ist gekommen.“

Das Talglück ist schon lange gestorben. Die beiden sitzen im Finstern. Hortensia macht sich mit dem Feuerzeug zu schaffen und spricht: „Vater, es wird alles gut werden. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

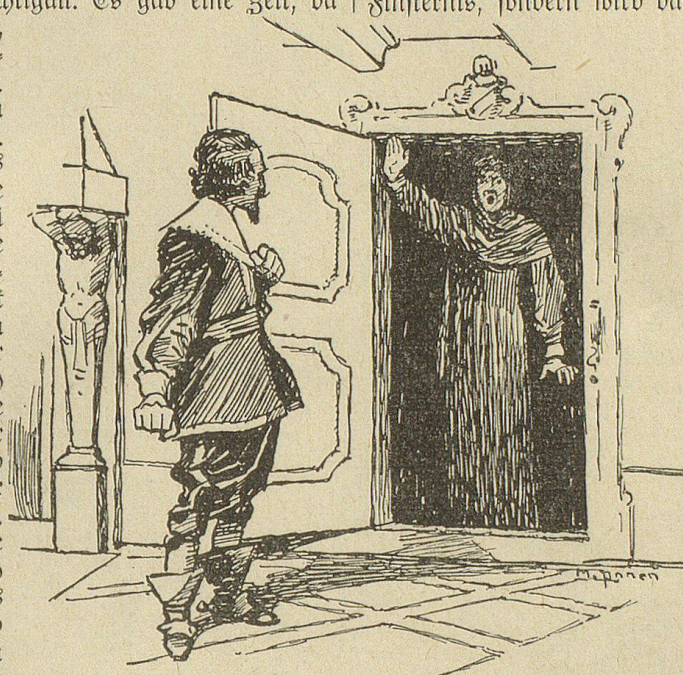
Helle Funken stieben, die Flamme flackert auf dem kleinen Leuchter, und Licht erfüllt die Stube.

Am andern Morgen beschließt Hortensia dem Knecht, den Griesel vor den Wagen zu spannen, und ganz allein, eigenhändig Zügel und Peitsche führend, fährt sie durchs Tor hinaus nach Jenins hinauf. Frisch und klar ist die Luft geworden und die Umrisse der Berge heben sich scharf und deutlich ab vom blauen Himmel. Jenins ist erreicht. Verwundert blicken die Leute Hortensia nach. „Hü Griesel!“ ruft das Mädchen, und weiter geht die Fahrt, an der Kirche des Dörfchens vorbei, durch frischgemähte Wiesen und

dann unter dem vom gestrigen Gewitterregen naß und schwer gewordenen Blätterdach eines Buchenwaldes hindurch dem in einem Obstwald verborgenen Marktflecken Malans entgegen. Roß und Wagen poltern über eine Brücke. Stufenweise und unmutig stürzt sich ein Bach zu Tal und dreht im nahen Wiesengrund das große Schaufelrad einer Mühle. Hier wohnt der alte Lietha, bei welchem Giovanni und seine Mutter Aufnahme gefunden haben. Hortensia bindet das Leitseil an eine am Wege stehende Pappel und eilt der Mühle zu. Gleich unter der Haustür begegnet ihr Giovanni. Erstaunt blickt er sie an. Hortensia ergreift seinen Arm und spricht flehend: „Führe mich zu deiner Mutter, ich muß mit ihr sprechen. Und auch mit dir habe ich ein Wort zu reden.“

Giovanni Lietha führt Hortensia wortlos in die kleine Stube der Mühle. Am offenen Busenfenster sitzt Frau Brigitta, deren Ebenbild Giovanni ist, und läßt das Spinnrad schnurren. Man sieht, daß sie ihre Jugend schon lange hinter sich hat. Aber immer noch ist sie schön.

„Mutter,“ sagt ihr Sohn rauh, „diese da möchte mit



Euch sprechen. Sie ist die Tochter des Stadtvogtes Enderlin zu Maiensfeld."

Frau Brigitta läßt ihre fleißigen Hände in den Schoß sinken. Ein Blick aus zwei nachtschwarzen Augen mustern Hortensia von den Schnallenschuhen bis hinauf zum silbernen Haarpeil und dann kommt es silbenweise, aber scharf über die Lippen der Frau: „Hortensia – die Tochter – des Enderlin!"

Giovanni verläßt das Gemach und schreitet draußen vor dem Hause auf und ab. Ab und zu geht er nach der Pappel und versucht den Griesel zu besänftigen, der in seinem Drange nach Freiheit wiehernd an der Leine reißt. Der Better Lietha ist für längere Zeit nach Grüşch gefahren und sein Neffe sollte nach dem Rechten sehen. Ein-, zwei- und dreimal wird er vom Müllersknecht gerufen. – Umsonst, Giovanni muß an die beiden Frauen denken, an seine Mutter und Hortensia, die Tochter seines Todfeindes, die er doch so gern lieben möchte. Ungeduldig schreit er ein paar Mal ums Haus herum, durch die Mühle, durch den Stall und dann wieder hinauf zum Griesel. So verrinnt die Zeit. Zuerst sind es lange Minuten, dann eine und dann zwei Stunden Endlich geht die Haustüre auf, und die Mutter steht in ihrem Rahmen.

„Giovanni," sagt sie, „zieh' den Sonntagsrock an, nimm deine Viola mit, wir fahren nach Maiensfeld."

Bald galoppiert der Griesel nach Jenins hinauf und gen Maiensfeld hinunter. Auf dem Wagen sitzen neben Hortensia Giovanni Lietha und seine Mutter.

„Ich weiß, weshalb du gestern jenen Dolch von dir geworfen hast", flüstert sie ihrem Liebsten zu.

„Hortensia, ich ging oft nach Maiensfeld. Warum ging ich dort hin? Um deinem Vater einmal unter vier Augen zu begegnen. Mit dem Dolch wollte ich ihn dann auf die Knie niederzwingen. Aus seinem Munde wollte ich die Worte hören: ‚Giovanni, Sohn des durch mich zugrunde gerichteten Christian Lietha, hab' Gnad' und Erbarmen mit mir!‘ Den Stadtvogt vor mir zittern sehen, meinen Vater rächen, das hab' ich gewollt. Hortensia, vergib mir, ich wandelte in der Finsternis."

„Es wird für mich, für dich und für alle Licht werden", erwiderte sie.

Eine Stunde später sitzt Frau Brigitta am Krankenlager des einstigen Podestà von Tirano.

„Brigitta, verzeih", flüstert er.

Sie neigt sich über ihn. „Ich habe Euch vergeben."

„Brigitta, ich habe – Euch – einst geliebt."

„Ich weiß es – und ich hätte Euch wiedergeliebt, aber mein Volk, das Ihr unterdrücken half, lag trennend zwischen uns. Christian Lietha war ein Freund des Belkings, er warb um mich, und ich ging mit ihm."

„So ist es, ich war jung, ich liebte Sünden über alles und glaubte, indem ich die Untertanen unterdrücken half, meinem Vaterland zu dienen. Ich habe Euren Gatten und meinen Landsmann vernichtet und zog als ein Finsterling auf dunkler Straße – mein ganzes Leben lang. Trotz dem sonnigen Licht, das mein braves Weib und mein Kind stets um mich verbreitet haben,

blieb es finster um mich her. Brigitta, es aecht mit mir zu Ende. Euere Prophezeiung hat sich erfüllt, denn ich habe die Viola di Gamba noch einmal gehört."

„Nein, Stadtvogt, Ihr werdet die Viola wieder hören."

Dann erzählt sie ihm von der Liebe ihres Sohnes zu Hortensia, daß auch Giovanni und sie, seine Mutter, mit ihrer Rache im Herzen im Finstern gewandelt, und daß Hortensia es gewesen, die auch ihnen kostbares Licht gebracht. – Leise wird die Tür geöffnet und Giovanni und Hortensia treten in die Kammer. Hans Enderlin streckt dem eintretenden Jüngling die Hand entgegen und spricht: „Verzeih', junger Lietha . . ."

Giovanni drückt ihm die Hand mit den Worten: „Wir alle wandelten in der Finsternis." „Hortensia", sagt der Stadtvogt leise, „ist jenes Wesen, wie es im Liede heißt, das vom Himmel zur Erde kam, um Wunder zu zeigen. Hortensia, mein Kind, nun weiß ich, daß es auch für mich kein Sterben und Vergeben gibt, denn ich habe das Licht des Lebens im festen Glauben an die Liebe unseres Herrn. Wie er mich durch die dunkle Pforte begleiten wird, so führt er auch Euch zwei, die ihr das Band der Ehe schließen werdet. Ich segne Euch. Giovanni Lietha, singe mir noch einmal jenes Lied, meinen Schwanengesang, und spiele mir noch einmal auf deiner Viola di Gamba."

Giovanni ergreift sein Instrument, spielt so schön und erareisend, wie er noch nie zuvor gespielt und singt dazu: „Ella si va, sentendose laudare . . ." Sein Lied ist verklungen, eine Saite der Viola springt, und Hans Enderlin legt sich zum ewigen Schlummer hin.

